

# Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich  
Leiter: W. Hofrat Dr. Dietmar Assmann

36. Jahrgang (1982)

Heft 1/2

## Volkschule Pregarten

### Inhalt

Zu Person und Werk des hl. Severin <i>Rudolf Zinnhobler</i>	3	Der Zentralraum von Oberösterreich im Spannungsfeld zwischen den west- und ostösterreichischen Kulturlandschaften <i>Ernst Burgstaller</i>	126
Zum gegenwärtigen Stand der Severin-Forschung <i>Rudolf Zinnhobler</i>	5	Alte Ziffer-Jahreszahlen – richtig lesen, zeitrichtig restaurieren <i>Albert Topitz</i>	138
Die Vita Severini im Lichte der Archäologie <i>Peter Stockmeier</i>	16	Das Sgraffito im Bild der oberösterreichischen Landschaft. Zum Werk von Friedrich Thiemann <i>Carl Hans Watzinger</i>	154
Die Heiligen der Lorcher Basilika und die Archäologie <i>Lothar Eckhart</i>	28	Steyrer Miszellen <i>Georg Wacha</i>	160
Liturgiegeschichtliche Aspekte der Vita Severini <i>Klaus Gamber</i>	42	Der Liedaufzeichner Ferdinand Schaller <i>Rudolf Fochler</i>	162
Oberösterreichs Bild in der Dichtung <i>Adalbert Schmidt</i>	56	Ein „Drahbrett“ („Glücksradl“) <i>Cölestin Hehenwarter</i>	164
Die ideellen und politischen Grundlagen des Toleranzpatentes von 1781 <i>Georg Heilingsetzer</i>	69	Konsulent Prof. Dr. Hans Huebmer – 85 <i>Harry Slapnicka</i>	165
Reise ins Salzkammergut im Jahre 1821 <i>Josef Moser</i>	81	Professor Friedrich Knaipp † <i>Dietmar Assmann</i>	166
Oberneukirchner Schulgeschichte <i>Josef Mittermayer</i>	103	„Das Fenster“, Gestaltungselement in Architektur und Ortsbild <i>Katharina Dobler</i>	167
		Buchbesprechungen	168

# Oberösterreichs Bild in der Dichtung\*

Von Adalbert Schmidt

Wenn von Oberösterreichs Bild in der Dichtung gesprochen werden soll, dann ist das Inbild, das *Wesensbild* eines geistigen Raumes gemeint, das zwar in einem landschaftlichen Rahmen steht, aber weit über diesen Rahmen hinaus wächst und wirkt. Zunächst einmal in den Raum Gesamtösterreichs, dann aber über dessen Grenzen hinweg in alle kulturellen Bereiche, wo unsere Sprache gesprochen, geschrieben und verstanden wird. Dichtung, wie wir sie meinen – und auch Oberösterreichs Dichtung zählt in ihren Gipfelleistungen dazu – erschöpft sich nicht in einem Hier und Heute, sie weist in jenes Überall und Immer, wo die Kunst seit eh und je beheimatet ist.

Erwarten Sie nicht eine literaturgeschichtliche Revue vom Mittelalter bis zur Gegenwart, in Namen gesprochen etwa von Dietmar von Aist aus dem Mühlviertel bis zu Erwin Einzinger aus Kirchdorf. Aus der literarischen Vogelschau, wie sie eine Vortragsstunde ermöglicht, kann nicht alles gesehen werden, was sehenswert wäre, nicht alles genannt werden, was man nennen könnte oder möchte. Es handelt sich um keine Geschichtsklitterung und um kein Register von Namen und Werktiteln, es geht um den Grundriß einer dichterischen Landschaft, wie sie sich einem Betrachter darbietet, der zwar bemüht ist, sine ira et studio zu sichten, der aber zweifellos auch manche subjektive Blickrichtung nicht vermeiden kann: Ultra posse nemo obligatur.

Wenn wir von Oberösterreichs Dichtung und Dichtern sprechen, dann dürfen wir auch nicht jedesmal engherzig nach dem Geburtsschein fragen. Zwischen örtlicher Herkunft und schicksalhafter Fügung, zwischen Neigung, Beruf und Berufung gibt es der Fäden viele, die einen Menschen räumlich und seelisch mit einem Land und einer Landschaft verschwistern, wo er erst zu dem wurde, was er ist. Heimat hat einer nicht nur dort, wo er entspringt, sondern auch dort, wo er mündet, wo er im Verlauf seines Daseins die Formung erfahren hat, in der er sich letztlich darstellt.

Ein markantes Beispiel dafür ist Adalbert Stifter. Es ist kein Zufall, daß dieser Mann in Oberösterreich, in einem Land der Mitte zwischen Ebene und Gebirg', heimisch geworden ist. Schon als Kind sah er die „blauen Berge“ des oberösterreichischen Alpenlandes in der Ferne glänzen – und der Lebensweg führte den Knaben bald nach Kremsmünster, in die von Bergen umkränzte liebliche Gartenlandschaft

des Kremstales, in die Schule des benediktinischen Geistes mit seiner weltoffenen Frömmigkeit. Nachdem er in Wien vergeblich Fuß zu fassen versucht hatte, kehrte der reife Mann ins Land seiner Jugend zurück. In der Hauptstadt Linz verbrachte er die Meisterjahre seines dichterischen Daseins und pädagogischen Wirkens. In der Landschaft des Salzkammergutes wurde der Naturmaler zum Dichter und Menschenschilderer. Die Gegenden, die der Schulrat auf seinen Inspektionsreisen immer genauer kennenlernte, hatte er auch mit dem Herzen erwandert: Traunsee und Hallstättersee, Almtal und Zwieselalpe. Von den „Feldblumen“, von der „Narrenburg“ und dem „Hagestolz“ bis zu „Bergkristall“ und der „Mappe“ haben sich Stifters oberösterreichische Landschaftserlebnisse künstlerisch immer wesenhafter verdichtet. Ähnliches gilt von der herberen Landschaft des Mühlviertels, vom Haselgraben und der Gegend um Kefermarkt, die Stifter geliebt hat, wie seine Briefe und Dichtungen es bezeugen. In diese Dichtungen sind viele *volkskundliche* Erkenntnisse geflossen: das Wissen vom lebendigen Brauchtum der ländlichen Welt, vom Alltag der Arbeit und vom Feierglanz der Feste, vom überlieferten, altersgeheiligten Rhythmus des Kirchenjahres.

In die Landschaft Oberösterreichs ist auch das Geschehen des Romans *Der Nachsommer* gebettet, dessen wesentliche Ereignisse im Rosenhaus des Freiherrn von Risach vor sich gehen, diesem Tusculum altösterreichischen Lebensgefühls. Die Erfahrungen Stifters von Leben und Kunst haben sich in diesem Erziehungs- und Bildungsroman wie in einem Kristall zusammengeschlossen. Kindheit und Jugend werden in Erinnerungsbildern erweckt, das Hauslehrerdasein des werdenden zieht ebenso vorüber wie seine unvergessene erste große Liebe. Seine Erkenntnisse über das Wesen des Staates, über Persönlichkeit und Gemeinschaft sind in den Roman eingegangen. Die Wiener Jahre mit ihren künstlerischen Anregungen verdichten sich zu Rückblicken und zu Auseinandersetzungen mit Theater und Literatur, bildender Kunst, Malerei. Was die *Naturwissenschaft* für Stifter immer bedeutete, ist hier ebenso niedergelegt wie seine Ehrfurcht vor der Großkunst

\* Vortrag, gehalten im Rahmen der „17. Alpenländischen Schriftstellerbegegnung“ des Autorenkreises Linz am 2. Oktober 1981 in Klaus a. d. Pyhrnbahn.

der Antike. Das Buch gibt Zeugnis für den Weg, den er im Zeichen *Goethes* gegangen ist: vom Charakteristisch-Vielgestaltigen zum Typischen, vom Malerischen zum Plastischen, vom Psychologisch-Realistischen zum Klassisch-Normhaften. Stifter wollte in diesem Werk eine große, einfache sittliche Kraft der Niedrigkeit vieler Zeittendenzen gegenüberstellen. So ist es das klassische Buch von der edlen Einfachheit und stillen Größe des Menschenherzes geworden.

Stifters Wesen und Werk mit dem Bekenntnis zum Sanften Gesetz und zum Naturrecht der Menschenwürde ist fast zu einem Synonym für das geistige Oberösterreich geworden, für jene „Stillere Heimat“, wie sich das seit 1952 vom Kulturstadtrat der Stadt Linz herausgegebene Jahrbuch nannte, das in Anlage und Auswahl seinem Titel gerecht wurde: Es zeigte die stillen, wesenhaften Züge der Heimat hinter lauten, fluktuierenden Ereignissen des Vordergrundes, das Dauernde im Wechsel der Erscheinungen – und verwaltete damit das Erbe Adalbert Stifters. Die geistige Ahnenlandschaft Stifters ist auch in vielen Späteren gegenwärtig, ob sie ihrem Taufschein nach geborene Oberösterreicher sind oder sich gleich ihrem dichterischen Leitbild durch ihr Schaffen das Heimatrecht im Lande ob der Enns erworben haben, wie z. B. Julius Zerzer, der zwar aus der Steiermark stammt (seine mütterliche Großmutter war allerdings eine geborene Stifter), der aber in der dichterischen Landschaft Stifters heimisch geworden ist, wie seine mit gleichgestimmter Künstlerseele empfundene Erzählung „Stifter in Kirchsschlag“ erweist. Stifters Gestalt geht durch so manche Dichtungen der Nachgeborenen: In Carl Hans Watzingers „Fahrt nach Kefermarkt“ wird in einer Episode die Sehnsucht des Kinderlosen nach dem Kinde lebendig, Rudolf Weilhartner lotet in seinem Gedicht „Hommage für Adalbert Stifter“ unpathetisch und unsentimental in die Tiefe von Stifters Existenz. Stifters Sanftes Gesetz strahlt über Generationen und Literaturströmungen hinweg immer wieder in aufnahmebereite Dichterherzen, sein Name wird zum Sinnbild eines Landes, in dem sich dichterische Kräfte wie Arthur Fischer-Colbrie, Franz Tumlner, August Karl Stöger, Linus Kefer, Karl Kleinschmidt und manche von den Jüngeren und Jüngsten zum Dichter des Maßes und der Freiheit bekennen. In dieser geistigen Landschaft haben nach Verlust der Heimat so manche Zuflucht und Bleibe gefunden, weil sie hier das „Flutend-Anverwandte“ spürten, wie es Zerzer einmal lyrisch ausgedrückt hat (Gedicht „Das Vorland“). Sie haben ihrer Wahlheimat durch ihr Werk und Wirken dafür gedankt, wie die Oberschlesier Gerhart Baron und Hans Gottschalk, wie der Dresdener Herbert Lange oder der Mährer Othmar Capell-



Adalbert Stifter  
 Adalbert Stifter 1867

Adalbert Stifter. Bleistiftzeichnung von Georg Kordik (Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, Linz).

mann. Von ihnen mag gelten, was einst Franz Hönig mundartlich ausgedrückt hat:

Drauf sagt ma gwiß an iada glei:  
 Bei enk in Oberösterrei  
 Da steckt a Kern drin und a Bluat,  
 Da will i bleibm, da gfallt's ma guat.

In diesem Lande wird auch das Werk Stifters betreut, dafür sorgt das Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, dem Literaturforscher aus aller Welt angehören, von Amerika bis Japan. Hier reift das große Unternehmen der *historisch-kritischen Ausgabe* (Verlag Kohlhammer, Stuttgart), die erfolgreich fortschreitet, hier wird Sekundärliteratur über Stifter aus aller Herren Ländern gesammelt und registriert, hier macht sich die *Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Institutes* nicht nur um die Stifter-Forschung verdient, sondern auch um oberösterreichisches Schrifttum von einst und heute. In diesem Zusammenhang ist auch die 1923 gegründete *Innviertler Künstlergilde* zu nennen, deren Wirken weit über eine engere Landschaft hinausgeht, deren Mitglieder nicht nur Schriftsteller, sondern auch Maler,

Bildhauer, Architekten und Komponisten sind, die über Landesgrenzen hinweg zu einer schöpferischen Gemeinschaft zusammengewachsen sind.

Kultur, Volksbildung und Heimatpflege werden in Oberösterreich groß geschrieben wie in kaum einem anderen unserer Bundesländer. Auch das Ethos der *Erziehung* ist ein Erbe Adalbert Stifters. Von ihm stammt das Wahrwort, das man nicht oft genug wiederholen kann, – es steht im „Nachsommer“: „Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und mitteilen können, zur Erziehung aber muß man etwas sein“ (Mathildens Mutter zu dem jungen Hauslehrer Rischach, Amelang 386). Erzieher in solchem Sinn ist Stifter selbst gewesen, im Menschlichen wie im Künstlerischen, unablässig an sich arbeitend. Wie notwendig wären unserer heutigen Jugend große Erzieher, Lehrer, die an den Studierenden nicht *vorübergehen*, sondern ihnen *vorangehen* als Vorbild und lebendiges Beispiel.

Aus Stifters Werken läßt sich erkennen, wie er in seinen Dichtungen bestrebt ist, die landschaftliche Umwelt aus einer allgemeinen Charakterisierung immer differenzierter hervortreten zu lassen. Das zeigt sich auch in der Namengebung. Während die Ortsnamen zunächst noch ein wenig umschrieben werden (z. B. Viechtau für Viechtwang, Kerberg für Kefermarkt usw.), erfolgen bald eindeutige Benennungen. Es ist ein weiterer Schritt in die realistische Wirklichkeit hinein, wie sie das Jahrhundert fordert. Dies läßt sich auch in der sprachlichen Gestaltung feststellen, die – das bezeugen die verschiedenen Fassungen von Stifters Erzählungen – von der metaphorischen Formung eines „blumigen“ Stils mit der Zeit immer mehr zur schlichten Aussage drängt, zur Gegenständlichkeit, wie der Dichter es zu nennen pflegte.

Den letzten Schritt zum sprachlichen Realismus innerhalb der poetischen Welt macht die *Mundartdichtung*. Das 19. Jahrhundert geht auch hier folgerichtig den Weg von der Romantik zur Wirklichkeitserfassung. Im bajuwarischen Raum wird Oberösterreich das klassische Land der Mundartpoesie. Noch im 18. Jahrhundert war der Lambacher Benediktiner Maurus *Lindemayr* (1723 – 1783) mit Dialektgedichten und bäuerlichen Spielen vorangegangen. Dann aber wird Franz *Stelzhamer* der unumschränkte Herrscher in diesem Raum. Sein ursprünglicher Ehrgeiz gilt zwar dem Dichterlorbeer in der Hochsprache, doch bald erkennt er richtig: „Meine hochdeutschen Sachen finden wenig Anklang, meine Prosa auch nicht. Das oberdennsische Lied ist meine Heimat, da herrsche ich allein“. Adalbert Stifter, seit langem mit Stelzhamers menschlicher und künstlerischer Persönlichkeit vertraut (Stelzhamer war u. a.



Franz Stelzhamer (Archiv des Stelzhamer-Bundes, Linz).

Mitarbeiter an dem von Stifter herausgegebenen Sammelwerk „Wien und die Wiener“) bekennt, daß beim Lesen dieser Gedichte „ein solches Entzücken in sein Herz drang, als uns ist, wenn wir nach langen Jahren wieder die Glocken unseres Heimatales hören und den Rauch aus der Esse des Vaterhauses aufsteigen sehen“. Stelzhamer durfte in seiner völlig unreflektierten und unliterarischen Art, die nur einer hat, der mit beiden Füßen auf bäuerlichem Boden steht, mit Recht gegen eine gemachte „Volksdichterei“ wettern, deren Vertreter aus modischer Sentimentalität ihr ländliches Herz für die Mundart entdeckt hatten:

Enka letschade Art,  
Enka latschade Weis  
Is dran schuld, daß uns auslacht  
Da Sachs und da Preuß.

Solche Gefahren, die der Mundartdichtung so einst wie heute drohen, hat Gottfried *Glechner*, selbst Mundartdichter, in seinen „Grundsätzlichen Gedanken zur Mundartdichtung“ mit Recht aufgezeigt (III. Jahresbericht des BRG Braunau am Inn, Schuljahr 1962/63).

In Stelzhamers Oberdennsischen Liedern (zwischen 1837 und 1868 sind seine Mundartgedichte er-

schienen) ist kein verfälschter Klang, die süßlichen Nebentöne sind daraus verbannt. Nichts wird verziert und verniedlicht, ungeschminkt sind die Farben, hart stoßen Licht und Schatten aneinander. Da liegt das ahnenheilige Land in der fruchtschweren Fülle seiner Äcker, patriarchalische Ordnung waltet in Haus, Hof und Familie, der Rhythmus des Säens und Erntens geht in den Pulsschlag der Geschlechter ein, die Natur hat ein bäuerliches Gesicht, die Heimat wird zum zweiten Mutterleib des Menschen:

. . . Dahoam is dahoam,  
Wannst net furt muaßt, so bleib!  
Denn d' Hoamat is ehnta  
Da zweit Muadaleib.

Diese Geborgenheit im Mutterleib der Heimat läßt die Freude über die Schönheit der Welt in Stelzhamers Dichtungen strömen. Das Leben ist wie ein blühender Kirschbaum, der mit seiner bräutlichen Krone in den heimatlichen Himmel ragt; doch wie Raupe und Wurm an Blüte und Frucht herankommen, so stehen Schatten und Licht im Gegeneinander des Daseins. Dem „kreuzlustigen“ Stelzhamer sind auch die Tiefen des Leidens und die Gramfurchen der Einsamkeit vertraut. Er kennt die Frau Not, die zeit lebens bei ihm Quartier nahm, die „Königin Not“, wie er sein gereimtes Mundartmärchen nennt, in dem Chöre die Erzählung begleiten. Und er weiß vom Tod, der dem Leben erst Profil gibt („s' Mahrl vom Tod“) in einem oberösterreichischen Totentanz, in dem er apokalyptisches Geschehen mundartlich zu Bild und Wort werden läßt.

Die künstlerische Spannweite dieses Mundartpoeten ist groß. Wie er den Vierzeiler des beschwingten Schnaderhüpfels meistert, so gibt er auch dem griechischen Hexameter neues Leben: Er nimmt ihm die fremde Würde und stimmt ihn auf den vertrauten Ton des Volksmundes. Da ist das lebensnahe Epos „Da Soldodnvöda“, eine Hausgeschichte aus Piesenham, die der bäuerliche Großvater des Dichters beim Leichenschmaus für seinen Bruder erzählt: Bauer der eine, Soldat der andere Bruder, beide aber, der Erdverwurzelte wie der von Fernweh Getriebene, treffen sich am Ende in der gleichen Heimatliebe. Und da ist die unsentimental starke, ganz auf dem Boden eines bäuerlichen Realismus stehende Hexameterdichtung „D' Ahnl“ mit der herben Prachtgestalt der Großmutter, die an ihrem goldenen Hochzeitstag und am grünen der Enkelin zeigt, wie Liebe und Leid nicht den persönlichen Eitelkeiten des Herzens, sondern dem Fortleben der Sippe dienen müssen, dem Bestand des Hofes im Auf und Ab der Generationen. Alle Einzelvorgänge dieser Epen fügen sich zum Gesamt eines bäuerlichen Universums: Da ist die Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten, aus ihr spricht die Natur mit den

Stimmen der Stille und den tosenden Urlauten der Gewitter. Die Hierarchie des Hofes ist eingebettet in die Gemeinschaft des Dorfes, umrankt vom farbenfrohen Brauchtum der Bauernwelt. Mit Licht und Schatten, mit Vorzügen und Fehlern ersteht das „Landl“, wie der Oberösterreicher seine Heimat nennt. Sie wird zum Land schlechthin, zur Erde, zur Menschenwelt.

Um den Gipfel Stelzhamer lagert, in entsprechendem Höhenunterschied, noch im 19. Jahrhundert eine beträchtliche Anzahl oberösterreichischer Mundartdichtungen, vom Stelzhamerbund und seinen Getreuen sorglich gehütet. Da ist der Ennser Karl Adam *Kaltenbrunner* (1804 – 1867), ein Autor, der auch die Ballade mundartfähig machte und sich überdies als Erzähler und Volksdramatiker versuchte („Oberösterreichische Dorfgeschichten“, „Die drei Tannen“). Da ist der Linzer Norbert *Purschka* (1813 – 1898), der mit Stelzhamer befreundete Pfarrer von Waldneukirchen, der „Bilder aus dem oberösterreichischen Dorfleben“ entwirft, wie sie ihm der seelsorgerische Alltag im Bauernland vermittelt („Aus der Hoamat“). Zum *Landgeistlichen* gesellt sich der *Landarzt*: Als solcher hat der Pernsteiner Anton *Gartner* (1817 – 1858) Freud und Leid mit seinen Patienten geteilt, wovon seine „Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart“ Zeugnis geben, die Adalbert Stifter eines Vorwortes für wert gehalten hat. Arzt war auch der Grieskirchner Josef *Moser* (1812 – 1893), der gleich Gartner in Kremsmünster studiert hatte. Seine mundartlichen Guckkastenbildchen aus dem Volksleben verraten seine satirische Ader. Und ein weiterer Zögling aus der Benediktinerabtei im Kremstal war der aus Ebenzweier am Traunsee stammende Rudolf *Jungmair* (1813 – 1875) – nicht zu verwechseln mit *Otto Jungmair* – Rudolf Jungmair, der Jurist wurde und in Gmunden, Wels, Mattighofen und Vöcklabruck bescheidene Ämter bekleidete, was ihn nicht hinderte, seinen Humor und Witz in drastische Dialektgedichten strömen zu lassen („Tombakerne Flinslerln“, „Gmundner Blüemeln“, „Hoanbucherne Blattln“).

Auch im 20. Jahrhundert ist Oberösterreich das gelobte Land der Mundartdichtung geblieben. In fortschreitendem Maße erweitert sich der Themenkreis, nimmt Geschichtliches, Soziales, Zeitkritisches in sein Weltbild auf. Schon Franz *Hönig* (1867 – 1937) hatte geschrieben:

Ich bin koa Wald- und Bleamerldichter,  
mein Fall san d' Leut und eahni Gsichter  
mit eahni Vorzüg, eahni Fahler.

Also das Menschenbild – in Vergangenheit und Gegenwart. Da entwirft Norbert *Hanrieder* (1842 – 1913) sein großes Epos „Der oberösterreichische

Bauernkrieg“ (1907). In 14 Gesängen ziehen die einzelnen Stadien des tragischen Kampfes vorüber. Die Schauplätze wechseln zwischen Mühlkreis, Innviertel, Hausruck und Traunviertel, zwischen Schlägl, Eferding, Steyr und Linz; die Geschehnisse reichen chronologisch von der Wahl Stefan Fadingers zum obersten Bauernführer bis in die Zeit nach dessen Tod. Auf den in Hexametern verfaßten Vorspruch folgen die 14 Gesänge in vierfüßigen gereimten Jamben, der Rhythmus der Mundart paßt sich elastisch an und geht öfter in daktylische Verse über. Die Metaphorik wirkt nicht gesucht, sie ist in den lebendigen Dialogen aus dem mundartlichen Bild- und Sprachschatz genommen. Otto *Jungmair* (1889 – 1974) ist der Verfasser des „Spiels vom Helmbrecht Moar“ (1954) und hat in seiner kongenialen Übertragung von Gedichten Walthers von der Vogelweide „Unta da Lind'n“ (1964) überzeugend dargelegt, was die oberösterreichische Mundart alles vermag. Alois *Grasmayr* (1876 – 1955) wendet in seinem „Faustbüchl“ (1949) den Dialekt an einen Stoff der Weltliteratur, Edward *Samhaber* (1846 – 1927) zeigt, wie humanistische Bildungsdichtung und naive Volksdichtung gleichermaßen beherrscht werden können. Seine „Lyrischen Dichtungen“ (1887) enthalten neben antiken Strophen und neben Sonetten einfache Mundartgedichte im Tone Stelzhamers. Und so reicht eine ununterbrochene Kette in unverfälschter Mundart von dem Linzer Anton *Matosch*, dem Steyrer Gregor *Goldbacher*, dem Gaspoltshofener Hans *Mittendorfer* zu dem Großpiesenhamer Hans *Schatzdorfer* (1897 – 1969), dem Landsmann, Sachwalter und lyrischen Erben Stelzhamers, der für viele den Dank an den großen Vorgänger abstatet:

Franz! Dei Gsang und dei Liad  
Is a trieböga Sam,  
hast 'n ausgstrat an Landl,  
Gelt's Gott! daß man hab'm.

Rupert *Ruttmann* hat eine Verserzählung „An Stelzhamer Franzn san Lebensgschicht“ geschrieben in einer Form, wie sie lauten würde, wenn dieser sie selber erzählte. Die Dramatisierung von Stelzhamers Leben in Hermann *Bahrs* Volksstück „Der Franzl“ ist durch viele Aufführungen bekannt geworden.

Soziale Fragen klingen an bei Hans *Reinthal*er und Hans *Haager* (zwar aus Salzburg, aber dann in Mühlgrub und Bad Hall, dort Bürgermeister), Religiöses steht im Vordergrund bei Emmerich *Doninger* und Ulrike *Rieger*, Gesellschaftskritik wird humorvoll und satirisch vorgebracht bei Hans Dieter *Mairinger*, um nur ein paar Beispiele anzuführen. Ein Sammelbecken von Mundartdichtung (darunter

ein beträchtlicher Teil aus Oberösterreich) ist die Buchreihe „Lebendiges Wort“, von Johannes *Hauer*, dem getreuen Eckart am Quell der Muttersprache, liebevoll gehütet.

Natürlich sind auch außerhalb dieser Reihe Mundartdichtungen erschienen, auch von Autoren, die sonst in der Hochsprache schreiben, wie etwa Hugo *Schanovsky* mit seinen mundartlichen lyrischen Stenogrammen aus dem Alltag des Allzumenschlichen.

In Oberösterreich ist seit eh und je das bäuerliche Element stark spürbar gewesen. Das zeichnet sich auch in der Dichtung ab. Schon im Mittelalter, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, spielt die Verserzählung „Meier Helmbrecht“ von *Wernher dem Gartenaere*; sie führt ins Innviertler Bauernland und erzählt von der Landflucht eines abenteuersüchtigen Bauernsohnes und dessen traurigem Ende. Der am Herkommen hängende Vater verkörpert das stolze Selbstbewußtsein des Bauerntums mit seinen patriarchalischen Ordnungen. Dieser Stoff ist in der Folgezeit öfter dichterisch abgewandelt worden, vor allem in dramatischer Form: von Josef Martin *Bauer* (1939), Carl Hans *Watzinger* als Hörspiel und, wie schon erwähnt, mundartlich von Otto *Jungmair*.

Die Zeit der Bauernkriege in Oberösterreich hat eine ganze Reihe von Schriftstellern zu Dichtungen angeregt, besonders die Gestalt des Bauernführers Stefan Fadinger mit seinem Gegenspieler, dem Grafen Herberstorff. Da ist noch im 19. Jahrhundert Franz *Keim* (1840 – 1918) mit seinem von lyrischen Elementen durchsetzten Epos „Stefan Fadinger“ (1885), das er im Untertitel „Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern“ nennt; Balladenhaftes wechselt mit Liedhaftem und rein erzählenden Abschnitten. Edward *Samhabers* Fadinger-Drama ist Fragment geblieben (erhalten sind nur der Eingang zum 1. und 2. Akt sowie einige ungereimte fünf- und sechsfüßige Jamben aus dem 3. und 5. Akt. Gustav *Streicher*, ein Jugendfreund Georg Trakls, (1873 – 1915) hat sich mit seinem in Linz erfolgreichen „Stephan Fadinger“-Drama (1903) sichtlich an Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“ orientiert. Das gilt in mancher Hinsicht auch von Hermann Heinz *Ortner's* Bühnenwirksamem Drama „Stefan Fadinger“ von 1933. Alois *Brandstetter* verfaßt unter dem Titel „Die Landler“ eine Textcollage zu einem Oratorium über den oberösterreichischen Bauernkrieg für Chor, Orchester und drei Sprecher, wobei ein Sprecher für die Partei der Bauern, einer für die Gegenpartei der Herren, einer für die neutrale Partei des „Historikers“ das Wort führt.

Auch auf erzählendem Gebiet fehlt es nicht an Auswertung dieses Stoffes. Karl *Itzinger* (1888 – 1948), bekannt vor allem als Verfasser des „Fran-

kenburger Würfelspiels“ (1925), hat einen Fadinger Roman unter dem Titel „Es muß sein!“ (1936) geschrieben, der den Mittelteil einer Romantrilogie bildet (1. Teil: Das Gericht am Haushamerfeld, 1934, 2. Teil: Ums Letzte, 1937). – Carl Hans *Watzinger* stellt in seiner Erzählung „Die Pfandherrschaft“ (1938) den Kampf Stöffel Fadingers und seiner Bauern gegen den Pfandherrn ihres Heimatlandes, den Kurfürsten Maximilian von Bayern, dar. Bei der Gegenüberstellung der beiden Exponenten Fadinger und Herberstorff verfällt der Autor nicht einer groben Schwarz-Weiß-Technik, sondern läßt trotz allem Trennenden die beiden Widersacher durch Achtung voreinander menschliches Profil gewinnen. Der Roman „Kaiser, Kurfürst, Herr und Bauer“ (1952) stellt auf breiterer Grundlage das Gegeneinander dieser Machtkämpfe dar.

In allen diesen Dichtungen ist die Polarität von Macht und Recht das tragende Grundmotiv. Nach dem vorletzten Weltkrieg hatten die Dichter des Expressionismus mit ihren leidenschaftlichen Nie-wieder-Krieg-Rufen eine allgemeine Völkerversöhnung und Menschenverbrüderung herbeiführen wollen. Schon zwei Jahrzehnte später war die Welt wieder ein Schlachtfeld und ist es geblieben bis zum heutigen Tag. Der „Kampf um die Macht“ findet kein Ende, wie es Hans Wolfgang Virz in Versen ausdrückt:

Ob Ritter, ob Bauer, ob Fürst oder Bürger:  
die einen die Knechte, die andern die Würger.  
Der Kampf um die Macht geht niemals zu Ende,  
nur Namen wechseln und Häupter und Hände.  
Ob Staaten es sind, ob Bünde, Parteien,  
kein Tag vergeht, wo sie nicht sich entzweien.  
Die Glut glimmt weiter, außen und innen,  
trotz lautem Rufen nach neuem Beginnen.  
Man spricht von Geschichte, Vorsehung, Gericht,  
doch Gewalt verdeckt nur schwer ihr Gesicht.  
Das Schicksal mischt vergeblich die Karten  
den Träumern, die auf den Menschen warten.

Jede Landschaft hat den geistigen Raum, der ihr zukommt. In ihm sind die Geister der Vergangenheit so gegenwärtig wie der Humus des Gewesenen im Wachstum des Keimenden und Kommenden.

Oberösterreich ist ein Land der Mitte, im räumlichen wie im seelischen Sinn. Von der fruchtschweren Ackererde der Ebene bis zu den Gipfeln der schneegekrönten Alpenkette reicht sein Bezirk, im wesentlichen eine Landschaft des Mittelgebirges, der aus schwingenden Wälderrücken, der Hügel und Hänge. Land der Daseinsfreude und Jenseitsgelöstheit, Bauernland, aus dessen welligem Gewoge die Vierkanthöfe wie wehrhafte Burgen herausragen und die Türme und Stifte und Gnadenkirchen nach der Höhe weisen. Land Adalbert Stifters und Anton Bruck-



*Richard Billinger (Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, Linz).*

ners, Land des Stromes und der großen Stadt, deren Donaubrücke zum nördlichen Teil hinüberführt, ins Mühlviertel bis zum Grenzbereich der böhmischen Wälder.

Diese barocke Bewegtheit des oberösterreichischen Bauernlandes ist Gestalt geworden in der Dichtung von Richard *Billinger* (1890 – 1965). Billingers Bauern haben nichts zu tun mit jenen Zerrbildern, wie sie sentimental Städtern aus der Perspektive der Sommerfrische erscheinen. Seine Bauern stehen fest auf dem Boden einer Wirklichkeit, in der dämonische Sinnhaftigkeit und religiöse Ent-rücktheit gleichermaßen lebendig sind. In bildkräftiger Sprache läßt Billinger seine Bauern selbst ihr Glaubensbekenntnis sprechen:

Wir Bauern dulden keinen Spott  
an unserem Herrn und Helfer Gott!  
Was wären wir wohl ohne ihn?  
Eine Ehschaft ohne Gatten,  
Ein Bienenstock ohne Königin.  
Ein Baum ohne Frucht und Schatten

Wir brauchen ihn wie's lötig Gold.  
Der Bettler und der Eigenhold  
kann nur „Vergelts Gott“ sagen.  
Dem Blinden scheint hell sein Licht.  
Er ist's, der mit dem Kranken spricht.  
Er hört des Stummen Klagen.

Er warf die Lerche in die Luft.  
Er gab der Blume Farbe und Duft.  
Er gab dem Korn die halmende Kraft,  
dem Apfel allen süßen Saft,  
dem Bauern Macht und Leidenschaft  
zum Werk, dem menschenguten.  
Er hat die Ewigkeit verliehnt.  
Wir alle müßten ohne ihn  
am Acker Zeit verbluten.

Auch in seiner Dramatik und erzählenden Dichtung macht Billinger den Bauern zum Maß des Menschlichen und der Dinge wie viele andere aus seiner Generation. Man hat in manchen Kreisen alles, was damals entstanden ist und mit Bauerntum zusammenhängt, zu Unrecht einfach als „Blut- und Bodendichtung“ (Blubo, wie die „schöne“ Abkürzung lautet) registriert. Das stimmt keineswegs – und deshalb sei mir hier ein kleiner Exkurs gestattet.

In den chaotischen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg sank so vieles dahin, was man bisher für unerschütterlich gehalten hatte: Die wirtschaftlichen und seelischen Inflationen spülten es hinweg, Begüterte wurden über Nacht zu Bettlern, Gold wog weniger als Brot. Vom Ausmaß der damaligen Inflation können sich Heutige kaum mehr einen Begriff machen. Nur wer Grund und Boden hatte, konnte bestehen.

Nach diesen materiellen Zusammenbrüchen suchte der Mensch wieder einen sicheren Ankergrund auch im Geistigen zu gewinnen. Bei solcher Suche findet er in der Natur den ruhenden Pol, die Erde wird ihm zum Sinnbild für das Unverfälschte und Wahre. Der Dichtung wird die Erde zum Synonym für Mutter, Heimat, Herkunft. Und als der Mensch, der diesen Mächten dient, erscheint der Bauer.

Wir wissen, daß der Norweger Knut *Hamsun* der Exponent dieser Dichtung war. Sein Roman „Segen der Erde“ (1917), nobelpreisgekrönt, ist schon im Titel zur Formel geworden, an die sich viele halten, zugegeben auch Konjunkturbeflissene, die es zu allen Zeiten gegeben hat. Aber solche dürfen den Blick auf die wirklichen Kräfte nicht verstellen. Die Bindung an das Elementar-Einfache im Natur- und Menschenbild ist kein nazistisches Phänomen, das erweist eine Betrachtung der Weltliteratur jener Jahrzehnte, die in ihren bedeutendsten Vertretern die Natur und den naturnahen Menschen als rettende Macht gegen die stets weiter um sich greifenden Schäden der Zivilisation aufruft. In der skandinavi-

schen Welt sind es – um nur einige Namen zu nennen – die Norweger Olav *Duun* (1876 – 1939) und Johan *Bojer* (1872 – 1959), die Schweden Ivar *Lo-Johansson* (geb. 1901) und Vilhelm *Moberg* (1898 – 1973), der Finne und Nobelpreisträger Frans Emil *Sillanpää* (1888 – 1964). Die romanische Welt vertritt der Franzose Jean *Giono* (1895 – 1970) und der Italiener Cesare *Pavese* (1908 – 1950). In die slawische Welt führt der Pole Wladislaw Stanislaus *Reymont* (1867 – 1925) mit seinem gleichfalls mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Roman „Die Bauern“ (1904 – 1909). Die mythenräftige Vergangenheit des kretischen Bodens lebt in den Büchern des Griechen Nikos *Kazantzakis* (1882 – 1957) wieder auf, die das Lob griechischer Erde und griechischer Menschen singen, „ohne den verzerrenden Spiegel der reinen Vernunft“, wie er sagt („Alexis Sorbas“).

Auf seine Weise hat auch Amerika die Begegnungen und Polaritäten von Naturhaftem und Zivilisatorischem erfahren. Die Dichter jenseits des Weltmeeres und in Europa geben der gleichen Situation verschiedene Namen und wechseln die Vorzeichen. Während in Europa Knut *Hamsun* als der Erzpoeet der von Heimat und Herkunft geprägten Menschen nicht müde wird, vor den Gefahren des Amerikanismus zu warnen, macht *Hemingway* für die Entwurzelung des Gegenwartsmenschen *Europa* verantwortlich. In seinem Roman „The sun also rises“ (1925, deutsch u. d. Titel „Fiesta“) läßt er an einer Stelle Bill Gorton zu Jake Barnes sagen: „Du bist entwurzelt. Du hast die Berührung mit der Erde verloren, du wirst affektiert. Falsche europäische Maßstäbe haben dich ruiniert . . .“ Dieses Gefühl der Entwurzelung, der inneren Leere des von der Zivilisation verdorbenen Menschen begegnet uns in der amerikanischen Literatur häufig. Thomas *Wolfe* spricht in seinem Roman „Schau heimwärts, Engel!“ (1929) von der „glasierten Leere“, die den Menschengesichtern seiner Umgebung aufgeprägt sei. Aus der chaotischen Flut der Städte sehnt er sich nach dem „guten Amerika“, wo es noch Einfalt gibt . . .

Doch zurück nach Oberösterreich! Der kleine Exkurs wollte zeigen, wie die Ideen jener Zeit allenthalben zu finden waren. Letzten Endes aber ist ja das Lied von der Erde uralte und ist überall ertönt. Den homerischen Hymnus „An die Erde“ singt Rudolf *Bayr* nach:

Sei mir gerühmt, Erzmutter Erde,  
Nährerin aller Geschlechter . . .  
Du nur segnest mit Kind und Frucht, und  
Dir ist der Mensch in Leben und Tod verpflichtet.

Arthur *Fischer-Colbrie* überschreibt eines seiner Gedichte „Das Leuchten der Erde“. Albert *Mitringer* dichtet einen Hymnus „Die heutige Erde“, der

sich zu dem Aufruf „Erde unser“ steigert. Rudolf *Weilhartner* läßt die durch die Besitzgier des Menschen geschändete Erde sprechen:

Ihr Wissenschaftler, ihr Philosophen, schreibt  
Abhandlungen über mich, füllt die Bibliotheken,  
Und ihr Dichter, schreibt meinewegen Verse auf mich,  
Ja, versucht nur, euch einen Reim auf mich zu machen,  
Ich bin die Erde – das letzte Wort werde i c h haben!

Der Bauer Mundl *Schöngruber* aus Pichl bei Windischgarsten will in seinem Roman „Die veruntreute Erde“ die gefährlichen Grenzen des technischen Fortschritts aufzeigen, wenn dieser an einem Punkt angelangt ist, wo er den Menschen nicht mehr weiterführt, sondern zugrunde richtet. Erna *Blaas* beschwört die Gefahren der Entfernung von der Erde in einem Gedicht „Weltraumfahrt“, wo sie den Künftigen zuruft:

Ihr aber, meine künftigen Urenkel –  
ein Geschlecht von Astronauten,  
hinausgeschleudert in's All,  
Landung versuchend auf toten Sternen  
und abgestorbenen Monden –  
(so schön einst im Traumglanz der Mythe!) –  
wie wollt ihr bestehen?

Bleibt, b l e i b t, ihr Geliebten, –  
ackert, sät, erntet und haltet Maß:  
Das Korn nährt euch alle!

Die Einkehr bei der nährenden Mutter Erde und der bäuerlichen Welt läßt die Bereiche des Allgemeinmenschlichen nicht außer acht. Dafür sind die Bücher von August Karl *Stöger* (Die Magd und andere Geschichten aus kleiner Welt, der Roman „Die Kranewittbrüder“) ein schönes Beispiel. Und natürlich gehört zum Menschlichen auch das Allzumenschliche und die Widerwelt des Humanen: das Häßliche und das Böse, wie es *Billinger* in seiner Erzählung von der Dorfkindheit „Die Asche des Fegefeuers“ erkennen läßt, oder wie es bei Heinrich Suso *Waldeck* – er verlebte seine letzten Jahre in St. Veit im Mühlviertel – durchbricht in seinem Gedichtzyklus „Das böse Dorf“, durch das der gespenstige Regennachtsvogel geistert.

Für das naturhaft Gewachsene, für das Ungebrochene und Starke hat die Dichtung oft ein greifbares Symbol gesetzt: den Baum. Schon bei Stelzhamer ist der Baum ein beziehungsreiches Grundwort, der Baum wird zum Gleichnis des Lebens mit seinen Helligkeiten und Schatten. Johannes *Würtz*, ein enger Freund Suso Waldecks, sagt in einem Gedicht:

... Nimm einen Baum  
zu deinem Gleichnis!  
Nimm alle im Busch  
zu Genossen ...

Linus *Kefer* sieht den in die Straße vor seinem Fenster gezwängten Baum, der

... Im Innern sich bewahrt und reift  
zu immer reinerer Gestalt –  
er könnte dich's noch lehren:  
Geduld und Schweigen.

Wir haben Beispiele von oberösterreichischen Autoren gebracht, aber es ließen sich solche von vielen Seiten ergänzen, denken wir nur an Josef *Weinhebers* lyrische Apostrophierung, die in eine rhetorische Frage gekleidet ist:

... Ist nicht ein Baum, mit Wurzeln fest,  
mit praller Frucht und runder Kron,  
mit biegsam kräftigem Geäst  
des Lebens bester, schönster Sohn?  
Hat jemand Heimat so wie er?  
So jemand zeugende Gewalt?  
So Mutterkraft, so Weisheit schwer,  
so ahnensichre Wohlgestalt?

Mit solchen Vorstellungen und Bildern ist ein vielschichtiger Gefühlskomplex verbunden, der den Namen „Heimat“ trägt. Heimat – dieses Wort ist sicherlich durch seine Überbeanspruchung bei tausend Anlässen, durch seine Verkitschung in süßlichen Romanen und Filmen in Mißkredit geraten, so daß es bei vielen Jüngeren und Jüngsten nur noch als Synonym für Rückständigkeit und Sentimentalität gilt. Kein Wunder, wenn manche das Allzusuße mit dem Salz der Satire bestreuen oder mit beißender Ironie würzen (Beispiel dafür ist der Sammelband „Daheim ist daheim“, 1973 von Alois Brandstetter herausgegeben, mit Beiträgen österreichischer, deutscher und schweizerischer Autoren). Im Grunde aber wissen wir alle: Jeder Mensch braucht einen Ort, wo er äußerlich und innerlich geborgen sein kann, wo er sich behaut und behütet fühlt. Heimat ist ein urmenschliches Seinsgefühl, das zur Existenz des Menschen gehört. Das ist mir besonders zu Bewußtsein gekommen, als ich vor einiger Zeit in verschiedenen Ländern an zwei Gräbern stand. Einmal war es in Kilchberg, am Züricher See, in der Schweiz. In der Schweiz, die seit vielen Generationen keine Kriege mehr mitgemacht hat, deren Heimat unversehrt geblieben ist. Es war das Grab Conrad Ferdinand *Meyers*, an dem ich stand. Ich dachte an sein Lob der Heimat im „Firnlicht“:

Wie pocht das Herz mir in der Brust  
trotz meiner jungen Wanderlust,  
wann, heimgewendet, ich erschaut  
die Schneegebirge, süß umblaut,  
das große stille Leuchten!  
Ich atmet eilig wie auf Raub  
der Märkte Dunst, der Städte Staub.  
Ich sah den Kampf. Was sagest du,  
mein reines Firnelicht, dazu,  
du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt ich mit der Heimat noch  
und liebe sie von Herzen doch!  
In meinem Wesen und Gedicht  
allüberall ist Firnelicht,  
das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,  
Bevor ich geh im Grabe ruhn?  
Was geb ich, das dem Tod entflieht?  
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,  
ein kleines stilles Leuchten!

Und dann ein verlassenes Grab in einem einsamen Dorffriedhof in Böhmen. Hans Anton *Huttig* hat die Empfindungen, die einen dort überkommen, in Verse gekleidet:

Denk an die Heimat – der kleine  
Friedhof wird einsam sein,  
Grabhügel, Kreuze und Steine,  
keiner kehrt mehr ein,  
euch ein Licht zu entzünden,  
euch ein Gebet zu weihn,  
euch einen Kranz zu winden,  
Schläfer im hölzernen Schrein.  
Euch deckt die Heimaterde,  
mütterlich, die uns gebar,  
die unsre Kindheit nährte  
und unser Acker war.

Wir, die für immer Vertriebenen,  
treiben wie Spreu im Wind.  
Ihr seid die Hinterbliebenen,  
die geborgen sind.

Der Verhaltensforscher und Nobelpreisträger Konrad *Lorenz* hat zu den acht Todsünden der zivilisierten Menschheit den „Wärmetod des Gefühls“ gezählt. Ich glaube, wer die Empfindungen, wie sie die zitierten Verse ausdrückten, belächelt oder gar ironisiert, der ist fürwahr den Wärmetod des Gefühls gestorben.

Der Heimatlose weiß am besten, was Heimat ist. Er hat, mit Stelzhamer zu sprechen, den zweiten Mutterleib verloren. Um diesen Verlust trauern die Heimatvertriebenen. „Schlesien, unverwelklich geliebtes Antlitz“, ruft Gerhart *Baron* in seinem Neisse-Gedicht; Hanns *Gottschalk* führt in seiner erzählenden Dichtung in Traum und Realität immer wieder zurück an den heimatlichen Oderstrom. Gertrud *Fussenegger* kehrt ein im „Haus der dunklen Krüge“ bei ihrer Ahnenschaft in Pilsen.

Glücklich darum die, die den zweiten Mutterleib noch haben. Herbert *Eisenreich* sieht in seinem Proshymnus auf das heimatliche Mühlviertel Land und Seele, Erde und Menschen als die noch nicht getrennten Hälften des platonischen Eros. Juliane *Windhager* spricht es lyrisch aus:

Daß etwas bleibt, dem man innig begegnen kann,  
Das von der Zeit uralter Strömung unberührt

Währt, wann die Menschen hingehn  
Oder der Schwelle vergessen . . .

*Daß etwas bleibt!* Für Erna *Blaas* ist das Brauchtum die Gewähr dafür:

Was du bewahrst, ist älter als du bist.  
Mit jenen frühen, ungenauen Tagen  
verbindet nur der Brauch, der nicht vergißt . . .



*Erna Blaas (Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, Linz).*

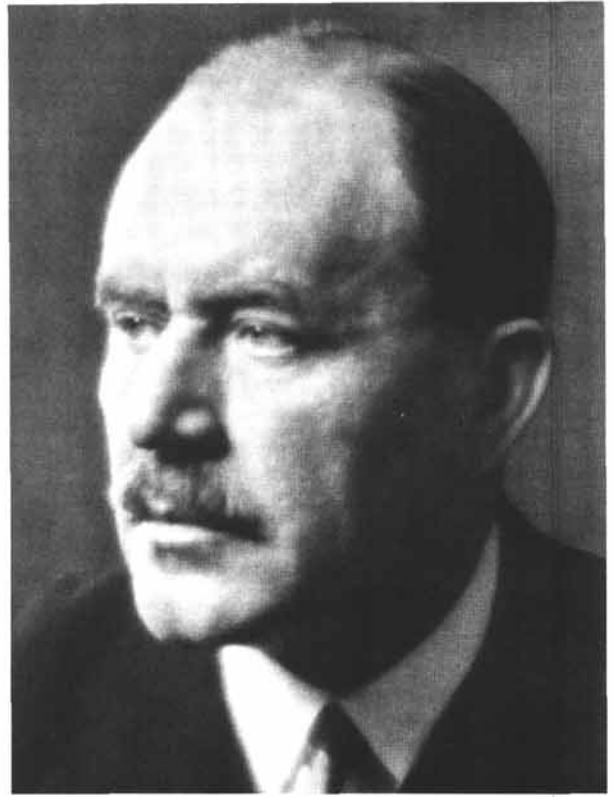
Die Frau ist den chthonischen Mächten näher, dem Reich der Mütter, dem Mysterium des Geschlechts. Lassen wir noch einmal Erna *Blaas* sprechen:

Ich liege tiefer, als die  
haarigen Graswurzeln reichen,  
täglich der Erde ähnlicher,  
der schwarzen Urmutter,  
die mich im Schoße hält.

Unmittelbarer als der Mann ist die Frau zwischen Geburt und Tod gestellt, den elementaren Mächten des Daseins tiefer verhaftet. Die Dichtungen von Marlen *Haushofer* (1920 – 1970) weisen in *Landchaften des Todes*, zeigen Frauenschicksale an den Rändern des Lebens, durch Krankheit und Todesnähe vor das Letzte gestellt. Doch an gefährdeten Stellen wird man hellhöriger für die Töne des Lebens und scharfsichtiger für das, was diesseits und jenseits solcher Randzonen liegt. Hier sei an einen aphoristischen Ausspruch von Otto *Haubner* aus seinem „Kleinen Lesebuch wider die Zeit“ erinnert: „In jedem echten Kunstwerk wohnt ein Stück Tod, aber gerade dieser Umstand macht es dem Leben tausendmal wertvoller“. Der frühe Tod Marlen *Haushofers* – sie war noch nicht 50 Jahre alt – ist nicht nur für die österreichische, sondern, wie ich glaube, für die gesamtdeutsche Dichtung ein ganz schwerer Verlust gewesen.

Auch die *Vergangenheit* ist in vieler Hinsicht eine Domäne der Frau. Kurt *Klinger* läßt in seinem Odysseus-Drama („Odysseus muß wieder reisen“) Penelope sagen: „Ich kann mich nicht trennen von meiner Vergangenheit! Ich würde mich selbst zerstören“. So haben wir denn auch im Bereich des historischen Romans bedeutende weibliche Autoren: Juliane *Windhager* schreibt unter dem Titel „Der Friedenstätter“ (1948) einen Roman um Paris Lodron, Gertrud *Fussenegg*s Roman „Die Brüder von Lasawa“ (1948) führt in die Notzeiten des Dreißigjährigen Krieges auf dem schicksalsträchtigen Boden Böhmens. Und da ist die Großmeisterin dieser Dichtung, Enrica v. *Handel-Mazzetti* (1871 – 1955), die wesentliche Jahre ihres Schaffens in Linz verbrachte, mit ihren historischen Romanen, vornehmlich aus der Welt der österreichischen Gegenreformation, um die Überbrückung religiöser Gegensätze dichterisch bemüht. Ihre erzählerische Kraft neigt zu dramatischer Steigerung, die sich in häufigen Dialogen und bewegten Volksszenen auslebt. Die archaische Sprache greift vom Dialog in den erzählenden Bericht über, so daß ein einheitlicher Stil entsteht, der ganz dem Lebens- und Sprachgefühl der dargestellten Epoche entspricht und auch dort, wo er nicht nach strenger philologischer Norm verfährt, intuitiv das Richtige trifft. Altes überkommenes Sprachgut geht mit neuen Wortformen eine glückliche Verbindung ein. Es ist eine Erneuerung, keine Nachbildung des Barockstils, aber eine Erneuerung aus Geist und Landschaft der Zeit. Mundartliches hat demgemäß entscheidende Bedeutung im Gepräge dieses Stils.

Das soll natürlich nicht heißen, daß wir in Oberösterreich nicht auch namhafte Repräsentanten historischer Dichtung von *männlichen* Autoren haben. Richard *Billinger* hat sich in Schauspielen auch geschichtlichen Stoffen zugewendet: „Der Herzog und die Baderstochter“ dramatisiert die Geschichte von Liebe und Tod der Agnes Bernauerin, „Die Hexe von Passau“ stellt die Ballade von der heilkundigen Zauberin in den Rahmen der Bauernkriege, das Festspiel „Paracelsus“ geht im letzten Lebensjahr des faustischen Arztes, 1541, vor sich. Hans v. *Hammerstein* (1881 – 1947), längere Zeit in Oberösterreich lebend und hier auch verstorben, – seines 100. Geburtstages wird ja in Neupernstein und Kirchdorf besonders gedacht werden – hat in seinen Romanen „Ritter, Tod und Teufel“ und „Mangold von Eberstein“ ein „dichterisches Bilderbuch“ aus dem 16. Jahrhundert entworfen und in den „Finnischen Reitern“ die Zeit des Endes des 30jährigen Krieges zum Schauplatz des Erzählten gemacht. Egmont *Colerus* veröffentlichte die mit philosophischem Gedanken gut befrachteten geschichtlichen Romane „Pythagoras“ und „Leibniz“. Schließlich muß auch noch an



Hans v. Hammerstein-Equord (Archiv Dr. Schiffkorn).

Carl Hans *Watzingers* Luther-Roman „Mensch aus Gottes Hand“ (1938) erinnert werden.

In einem Gedicht mit dem Titel „Ein Handel-Mazzetti-Bildnis“ hat Arthur *Fischer-Colbrie* von der Dichterin gerühmt:

Sie, die in einem Kriegs- und Haßjahrhundert die Brudersprache der Versöhnung lehrt.

Damit spielt er auf das religiöse Ethos dieser Dichterin an, das ja gerade in Oberösterreich in einer reichen Tradition steht. Wir können in unserem Überblick nicht auf die lange Entwicklung der religiösen Dichtung in Oberösterreich eingehen, von den geistlichen Schreibschulen in den Klöstern Mondsee, Kremsmünster, Lambach, St. Florian, von den Pflegestätten lateinischer und deutscher Spiele in den Stiften, von der religiösen Lyrik in der Barockzeit, etwa einer Katharina Regina *von Greiffenberg* (1633 – 1694) oder eines Simon *Rettenpacher* (1634 – 1706), dann im 18. Jahrhundert von Michael *Denis* (1729 – 1800), von dem das Adventlied „Tauet Himmel den Gerechten“ stammt, – bis schließlich in unser Jahrhundert, in dem wir nur den Gipfel nennen: den Priesterdichter Heinrich Suso *Waldeck* (1873 – 1943), im Egerland geboren, in Österreich heimisch geworden, in Oberösterreich gestorben. Seine religiösen Gedichte sind nur ein

Teil seiner Lyrik, doch diese ist in ihrem Gesamt durchdrungen von einer christlichen Gläubigkeit, einer Gläubigkeit, zu der sich der Dichter nach manchen Irrungen und Wirrungen seines bewegten Lebens erst durchringen mußte. Sein Gotterlebnis ist das des Mystikers, nach Heinrich Seuse (lat. Suso), 1295 – 1366, dem frommen Streiter der Gottesliebe und Minnesänger der Mystik, hat er seinen Dichternamen gewählt (er hieß mit bürgerlichem Namen August Popp), dem er noch den Mädchennamen seiner Mutter hinzufügte. Es ist beschämend, daß man außerhalb Österreichs, auch in der Literaturhistorie, diesen großen Lyriker noch immer nicht kennt. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich von diesem Dichter, den Josef Weinheber „einen der größten Lyriker unserer Zeit“ genannt hat, ein Gedicht zitiere: „Ein fremdes Mädchen“, wohl eines seiner schönsten, das aus dem Munde eines Priesters besonders ergreift:

Begegnung auf der Fahrt:  
 Ein Blondhaupt, sanfte Glieder,  
 das Antlitz schön erglommen überm Buch.  
 Ein Kleidchen, blau wie junger Flieder,  
 doch süß von einem leisen Nelkenruch.  
 Ach, Mädchen, deiner Art  
 bin ich vorlängst begegnet,  
 doch ging kein Bild so zärtlich zu mir ein  
 und wie von Gott für mich gesegnet:  
 So Reines will eraltert und erlitten sein.  
 Du bleibst in mir bewahrt,  
 Du Fremdes bist mein Eigen  
 und wirst nicht altern je an Zeit und Leid.  
 Dich will ich hüten, dich verschweigen,  
 dich trag ich, wie du bist, in meine Ewigkeit.

Heinrich Suso Waldeck ist mitten im Krieg gestorben. **K r i e g !** Wie alles andere hat er auch die Dichtung zutiefst aufgewühlt. Das Tier aus der Tiefe steht auf und verschlingt alles Menschliche. Schon Adalbert Stifter hatte von der „tigerartigen Anlage“ des Menschen gewußt („Zuversicht“), er hatte seinerzeit unter dem Bruderkrieg von 1866 schwer gelitten.

Nach dem Ersten Weltkrieg war dann von der einstigen Donaumonarchie nur ein Rumpförsterreich übriggeblieben, innerhalb der Grenzen, wie wir sie heute kennen. Für die tieftrauernden Hinterbliebenen des Habsburgerstaates hatte *Hofmannsthal* im Namen vieler anderer gesprochen, wenn er sagte: „Zwischen der Zeit, in der wir jung waren, und heute liegt ein Abgrund, einer, dessen Ränder nicht einmal fest sind, sondern der stündlich weiter um sich frißt“. Doch der Oberösterreicher *Hermann Bahr* (1863 – 1934) glaubte an dieses neue Österreich, das ihm im Wunschbild eines wiedererstandenen Barocks und

eines Stifterschen Menschentums als Garant einer europäischen Bildungsmacht erschien.

Von den Büchern über den Ersten Weltkrieg im einzelnen zu sprechen, würde uns zu weit führen. So sei nur ein Autor für viele genannt: Josef Günther *Lettenmair* mit seinem Erlebnisbuch „Rot-Weiß-Rot zur See“ (1934) von den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine, welcher der Autor auf einem Unterseebot angehörte.

Härter, einschneidender hat der Zweite Weltkrieg in Gemeinschaften wie in Einzelschicksale eingegriffen. Nie geahnte Umwälzungen haben sich ereignet, Flucht und Vertreibung von Millionen, Grausamkeiten und Bestialitäten von unvorstellbarer Furchtbarkeit. Front und Hinterland waren gleichermaßen betroffen. Zahllos die Opfer, auch unter den Dichtern. Da fällt der hoffnungsvolle Bruno *Ammering* (geb. 1923), den Suso Waldeck noch gekannt und dichterisch ermuntert hatte, als Einundzwanzigjähriger 1944 in den Ardennen. Die Schwermut *Trakls* steigt aus seinen „Herbstbildern“ auf, als ahnte er schon sein frühes Ende:

Geschmückt mit spätem Licht liegt noch die Flur,  
 doch schleicht des Todes Fraß schon drüberhin.  
 In fahlen Farben, bleichen fernen Nebeln  
 läuft her gespenstisch der Verwesung Spur.

Im gleichen Alter ist Robert *Höllersberger* (geb. 1924) im Feldlazarett Belgrad dem Krieg erlegen, inmitten der Unmenschlichkeiten nach Versöhnung sich sehnd:

Ob unser Tod denn gemäß  
 oder zerstörend  
 scheint dem vermessenen Auge:  
 Er endet und schließt  
 jegliche Krümmung zum Kreis.  
 Fromm dann in Erde gebettet,  
 ganz gelöst von der Last,  
 fruchtet aus starr gefalteten Händen  
 etwa ein Reis:  
 die Versöhnung.

Josef *Laßl* (1915 – 1977) ist nach fünf Leidensjahren der Gefangenschaft ein Spätopfer dieses Krieges geworden. „Gibt es denn keine vergessende Entlassung aus der Klage des übriggebliebenen Lebens?“, so fragt der noch einmal Davongekommene in der ersten der sieben Erzählungen „In jener Zeit“ (1961). Die durch apokalyptische Schlachten Gegangenen bleiben Gezeichnete, die Landschaften des Krieges und des Todes verlassen sie nicht mehr, alles ist unsicher geworden, das Bild des Menschen, nach Gottes Ebenbild geschaffen, wird zerstört:

Fremdes tritt mich an . . .  
 Fremdes nimmt mein Haus.  
 Fremdes höhnt das reine Bild . . .

Da werden halbe Kinder von der Schulbank weg in die letzten Kesselschlachten gejagt, zu einem Zeitpunkt, wo alles schon zu Ende war, wie es Hugo *Schanovsky* in seiner Kurzprosa sachlich wiedergegeben hat. Da klagen Mütter um den verschollenen Sohn wie Erna *Blaas*:

Was ist denn geblieben  
von all dem Geliebten  
so vieler Knaben- und Mutterjahre?  
Nicht einmal ein Grab. Keine Stätte!  
Wenn alles leer ist –  
wo soll ich hingehen, wo soll ich weinen?

Linus *Kefer* kniet erschüttert beim gefallenen Gegner, der Schuldlose beim Schuldlosen, beide von der Macht der Schuldigen gnadenlos ins Unrecht gezwungen. In Umkehrung eines lateinischen Dictums müßte der Dichter für den Menschen dieser Zeit sagen: *Nihil inhumani mihi alienum puto*. So läßt etwa Käthe *Recheis* (1928) in dem Roman „Das Schattennetz“ ein junges Mädchen erschüttert in die Elendswelt von KZ-Häftlingen blicken. Franz *Tumlers* „Heimfahrt“ (1950) zeigt kaleidoskopartig die Katastrophensituation im deutschen Raum während der Monate nach Kriegsschluß: Ein Soldat schlägt sich nach dem Zusammenbruch der Front durch Deutschland durch, von der Nordwestecke bis nach Österreich, und sieht auf dieser leidvollen Odyssee dem Verhalten der Menschen tiefer auf den Grund als in beruhigten Zeiten. Natürlich werden auch die Nachkriegsjahre mit ihren Problemen und Schicksalen Gegenstand dichterischer Darstellung, etwa in Maximilian *Narbeshubers* Kleinstadtroman „Weg ins Licht“ (1949).

Die Dichtung Oberösterreichs als ein integrierender Bestandteil der Dichtung Gesamtösterreichs zeigt wie diese ein adäquates Bild, das sich knapp etwa so kennzeichnen ließe: Gefühl der Kontinuität, Traditionsbewußtsein; Dienst an der Sprache, Neigung zum Witz, zum Satirischen, zur aphoristischen Formung; Befruchtung vom Mundartlichen her (nicht bloß als Betonung des Regionalen, sondern auch als Befassung und Auseinandersetzung mit Sprachlichem und Sprachkritischem). Aber auch das Abgründige wird sichtbar, das Doppelbödiges hinter dem scheinbar Idyllischen.

In Deutschland war manches anders. Da wird zunächst das Jahr 1945 als einschneidende Zäsur empfunden. Der deutsche Literaturhistoriker Walter *Jens* spricht von diesem Jahr als dem Jahr Null in der modernen Literatur, von einer „tabula-rasa-Situation“, in der die Schriftsteller wortwörtlich auf sich selbst gestellt waren. „Es gab überhaupt nichts Positives mehr, von dem sie sich absetzen, keine Werte, die man wegwerfen konnte“. Dabei wird die künstlerische Bruchlinie zugleich zu einer politischen: Kon-

servative und Revolutionäre befehlen sich im künstlerischen und politischen Raum. Autoren wie Hans Magnus Enzensberger, Wolfgang Koeppen, Günter Grass und andere (es gibt natürlich auch Mitläufer in Österreich) sehen die konservativen Kräfte als reaktionär an, der geschichtlich Gewendete wird als rückschrittlich betrachtet; wer sich zur Innerlichkeit bekennt, gilt als Epigone, als bloßer Nachbeter des Gewesenen, ohne künstlerische Potenz (Autoren wie z. B. Hermann Hesse, Werner Bergengruen, Hans Carossa sind von solcher Minderbewertung nicht ausgeschlossen).

Auf solche Weise aber werden die sogenannten „Fortschrittlichen“ zu Geschichtsfeinden, die Vergangenheit, meinen sie, habe ihnen nichts zu geben und solle darum versunken und vergessen bleiben. Sie übersehen nur, daß der Geschichtsfeindliche die Augen vor einem wesentlichen Aspekt der Wirklichkeit verschließt. Wem die Vergangenheit verborgen bleibt, der hat nicht die ganze Wirklichkeit. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind ein einziger Strom. Perfektum ist im Lateinischen das Abgeschlossene, das Vollendete – und dieses Perfekturns bedarf der Mensch, besonders aber der Künstler, sonst ist er nicht perfekt, geschlossen und vollendet. Die Vergangenheit fällt uns freilich nicht als ungeschmälertes und bequemes Erbe in den Schoß, sie muß erworben werden, wenn wir sie besitzen wollen, um ihren Wert einzusetzen für die Gegenwart und Zukunft. Darum ist die Besinnung auf die Vergangenheit beim Künstler nicht Flucht aus der Wirklichkeit, nicht Verstecken im Idyllischen, nicht Pathos des Verzichts, sondern Selbstbewahrung und Selbstsicherung, Griff zu den geistigen Reserven und seelischen Rücklagen, um den harten Forderungen des Tages gewachsen zu sein. Herbert *Eisenreich* hat solche Einsichten in folgenden Worten zusammengefaßt:

Nichts auf der Welt ist neu, wenn auch manches so aussieht. Die Atomphysik unsres Jahrhunderts geht auf das Interesse der Griechen zurück, die kleinsten Bausteine des Kosmos kennenzulernen, und die Raketenteams in Rußland und Amerika verwirklichen nur den alten Traum des Ikarus. Im modernsten Gedicht, ja selbst im modernsten Roman rauscht unterirdisch noch der antike Vers, und im Neugeborenen pulst das Blut und atmet der Geist der Generationen seit Adam und Eva. Und nichts auf der Welt wirkt so armselig, so innerlich unwahr, so zukunftslos, wie alles, was sich rühmt, keine Vergangenheit zu haben.

„Jedes echte Kunstwerk“, sagt Hermann *Broch*, „ist zugleich neu und traditionsgebunden“. Für diese Erkenntnis ist Oberösterreichs Dichtung ein exemplum sui generis. Sehen wir uns nur einmal die literarischen Zeitschriften dieses Landes an. Von der „Stilleren Heimat“ wurde schon gesprochen. Aber

nehmen wir „*Die Rampe*“ oder „*Facetten*“ zur Hand, ob nun unter den Auspizien des Landes oder der Landeshauptstadt erschienen: Da wie dort ist der Wille zur Verständnisbereitschaft erkennbar, zu einem Ausgleich, nicht im Sinne eines billigen Kompromisses, sondern eines Gleichgewichts, auch im Brückenschlag zwischen älterer und jüngerer Generation. Dora *Dunkl* hat es in einem Gespräch mit Marlen Haushofer einmal so ausgedrückt:

Den Wert eines Dichters in unserer Zeit nur daran zu messen, wie weit bei seinen Erzeugnissen die Sprachzertrümmerung fortgeschritten ist, das geht zu weit, aber ich glaube doch, daß die Entwicklung einem neuen Stadium menschlicher Äußerungen zustrebt; noch sind wir nur Spurendeuter, und auch ich bemühe mich, wie viele andere, die Spuren einer neuen Welterfahrung ins Bewußtsein zu bringen und ihnen bis in die Kavernen des Unterbewußtseins nachzudringen.

Solches Bemühen ist in der Lyrik eines Erwin *Gimmelsberger* mit ihren paradoxen Wortlandschaften ebenso zu spüren wie bei den wesentlich Jüngeren, Rudolf *Weilhartner* und Christian *Wallner*, der jüngst auch als Filmautor (Trakl-Film) hervorgetreten ist.

Carl Martin *Eckmair* sagt in einem an junge Freunde gerichteten Gedicht:

Unsere Sprache wird abgeräumt.  
Ein leerer Tisch bleibt zurück  
mit Lachen abgestandenen Weines.  
Die heilige Kapelle des Worts  
ist besudelt, zerschlagen sind  
die bunten Scheiben,  
zerfetzt die Bilder.  
Nackt nur liebt ihr das Wort,  
häßlich, brutal, provokant.  
So ist das Leben, sagt ihr  
und schreibt neue Gedichte. . . .

Aber er sieht auch die Zeichen einer rückschauenden Besinnung:

Schon zeigen sich Zeichen!  
Und wir wissen,  
daß die Gutgesinnten,  
die Redlichen,  
die vom Geist Gesegneten,  
einmal heimkehren  
zu den Quellen, . . .  
zum Heiligtum,  
und daß ihnen dann zufliegt  
aus der Weite des Unverlierbaren,  
aus der Tiefe des niemals Zerstörten  
ein geflüsterter Hauch, ein Wort,  
ein Vers, ein Gedicht:  
„ . . . füllest wieder Busch und Tal  
still mit Nebelglanz . . .“

Das war für die Lyrik gesprochen. Aber Ähnliches gilt für die Dichtung in Prosa. Gerade auf erzäh-

lerischem Gebiet hat Oberösterreich in der letzten Zeit eine farbenreiche Palette künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten aufzuweisen. Da ist der auch als dichterischer Diagnostiker sich bewährende Arzt Hermann *Friedl*, der mit Vorliebe die Randschichten des Alltags mit seinen psychologischen Belastungen aufdeckt (wie sein 1981 erschienener Erzählband „Aufzeichnungen eines wahnsinnigen Beamten“). Da ist Herbert *Eisenreichs* vielschichtige Erzählungskunst mit ihrer offenen, das Letzte nicht aussprechenden Art, die den Leser zum Mitdeuter des Geschehens macht. Da ist Otto *Haubner*, der, etwa in seiner „Nacht der Zehn“ ein Mosaik von Einzelschicksalen zu einem dichterischen Gesamt zu fügen versteht. Alois *Brandstetter*, der dichtende Dozent und dozierende Dichter, läßt in seinen Romanen ein dürftiges Rinnsal von Handlung in einen enzyklopädischen See von Informationen, Reflexionen und Meditationen münden. Hugo *Schanovsky* akzentuiert seine Kurzgeschichten durch wirksame Pointen des Lebens. Von den Jüngeren bemühen sich viele um ein Anspinnen von seelischen Verständnisfäden zwischen Jung und Alt, wie Franz X. *Hofer* oder Erwin *Ruprechtsberger*.

So vielseitig die Aspekte, die sich hier ergeben, sein mögen: Eines ist erkennbar: Das Streben nach Maß und Mitte, nach jenem „Weltinnenraum“, der seit je der Herzraum der Dichtung gewesen ist.

Wir müssen zum Abschluß kommen, und ich will es kurz machen, wenn auch noch manches zu sagen wäre. In einem grotesken Gedicht „verhaltensmaßregeln in oberösterreich“ von dem Welser Siegwald *Ganglmair* heißt es u. a. über Oberösterreich:

man breche es  
entlang der donau nicht in zwei teile.

Mutatis mutandis ließe sich sagen: Man breche die oberösterreichische Dichtung trotz ihrer eigenen Physiognomie, wie wir sie kennen und lieben, nicht aus einem engherzigen Lokalpatriotismus aus der Dichtung Gesamtösterreichs heraus. Das Reich des Geistes kennt keine Grenzen. Mit ihren Gipfeln ragen beide in die Weltliteratur.